

radikale Internationalität ein Haupteigenzug der kommunistischen Lehre. Vere.

So betrachtet, heilt sich das jugoslawische Rätsel vielleicht einigermaßen auf. Tito ist nicht kommunistisch feindlich. Deshalb hat ihm heute Moskau noch nicht sein Genick gebrochen. Tito will aber einen eigenen, seinem Lande angepaßten Kommunismus verwirklichen. Deshalb ist Rußland verknüpft und will den Eigenbräuder mit allerhand Drohungen wieder unter das gleichmacherische Joch zwingen. Desgleichen aber steht der Westen, allen voran die USA, in Titos Verhalten eine Möglichkeit, Jugoslawien für sich zu gewinnen. Aber der Gewinner ist vorderhand allein Tito: Von Moskau nicht gestürzt, vom Westen belästert — es geht ihm verhältnismäßig ganz gut. Man hört, daß sich die wirtschaftliche Lage Jugoslawiens in letzter Zeit ein wenig gebessert habe und daß die Partei, die Armee und insbesondere die Jugend treu zu Tito halten. Herr Broz habe nicht zu fürchten, von innen her gestürzt zu werden. Und so spielt er eben sein gefährliches Spiel weiter und weiter, und vielleicht zieht er sich mit Blick auf den Äffäre — oder aber er kriegt heut oder morgen den Krieg ins Land und verliert seine Orden samt der Brust. Qui vivra, verrea.

Die weit deutschen Wahlen haben in ihren Ergebnissen keine Ueberraschungen gebracht, waren aber in ihren Vorzeichen eine bedenkliche Sache. Die Herren Parteiführer aller Lager sind in ihren Wahlversammlungen mit einer deutschen Arroganz sondergleichen aufgetreten, haben ein Maul geführt, als stünde es ihnen an und schlugen den Befehlsmächten Frechheiten um die Ohren, daß es eine Art hatte. Dr. Widener beispielsweise entblödete sich nicht, Frankreich zu beschuldigen, den zweiten Weltkrieg verursacht zu haben, und Dr. Schumacher vertrat allen Ernstes die hinterbrannte Meinung, England sei einzig und allein in den Krieg gegen Deutschland eingetreten, um die deutsche Konkurrenz zu vernichten, und die zünftige westdeutsche Regierung, sagte er weiters, werde den Alliierten erklären müssen, was Demokratie sei. („O Deutsche, euch gehört ein Nationaljudthaus und eine nationale Peitsche!“ hat schon Heinrich Heine gepöppelt. Beides haben sie gehabt, und man möchte glauben, die Herren wären gelächelt geworden. Aber sie stinken noch immer nach nationalsozialistischer Ueberheblichkeit und nach nationalsozialistischem Einjamfeitsdübel.) Immerhin hat Herr Widener zugegeben, auch einige Deutsche seien für den Krieg verantwortlich. Dieses Zugeständnis ist für die ganze übrige Welt ein unerhörter Trost.

Dies und Das

Keinen Bart geschneitten, aber einen eingefangen

haben alle — und leider sind es nicht wenige und dies gerade im reformierten Schweizervolk — welche Professor Dr. Theol. Karl Barth wegen einer im sechzehn Jahre zurückliegenden und offenkundig boshaft verdrehten Stelle einer seiner veröffentlichten Arbeiten des Kniefalls und Handkusses vor der indes bereits wieder verschwundenen, „Größe“ des Nationalsozialismus beschuldigten. Da jüngst auch im Blättli Herr Hans Großenbacher unter „Allerlei Zuschriften“ nach dieser Richtung hin einen zudem nicht grad zu dem von ihm damals behandelten Thema gehörenden Schuß aus einer Kinte abgab, die ebenfalls nicht aus dem Arsenal der päpstlichen Schweizergarde stammt, möge nun unter gleicher Rubrik erscheinen, was in Nummer 11 des „Kirchenblattes für die reformierte Schweiz“ zu dieser in letzter Zeit sich auffallend mehrenden Verdächtigung seiner Haltung Professor Karl Barth selber sagt:

„Wegen „Dit-Well“ sind mir nun in der Öffentlichkeit des lieben Vaterlandes von vielen Seiten schon reichlich viel unfreundliche Sachen gesagt worden. Nun, ich bin in meinem nun schon längeren Leben oft und lebhaft angegriffen worden, daß ich etwas aushalten kann, ohne durchaus antworten, die Entstellungen, die man mir angeheben läßt, aufdröheln, die Bormwürde, die man mir macht, an ihren Platz stellen zu müssen. Ich merke mir die betreffenden (oder ich vergesse sie auch wieder) und lege weiter. Vor mir liegt „Der Aufbau vom 6. Mai 1949. Auch zu diesem Erguß mag ich nichts sagen. „Wer böse ist, der sei fernerhin böse.“ Aber es läuft darin etwas mit, was ich nun zum sechstenmal höre, indem sich offenbar je der eine meiner Gönner als der Abschreiber des anderen betätigt. Es ist die Behauptung, ich hätte in meiner Schrift „Theologische Existenz heute!“ im Juni 1933 in „ehrfurchtsvollen Wendungen“ von Adolf Hitler gesprochen, Verbeugungen vor ihm gemacht und so Ähnliches. Ich weiß, wer diese Behauptung schon 1933 in der Schweiz in Umlauf gesetzt hat. Aber sie wird durch ihre Herkunft und ihr Alter nicht wahrer. Sie beruht auf einem technischen Irrtum in der Lektüre und Interpretation dessen, was ich damals geschrieben habe. Diese kleine Blase, der ich nun lange genug zusehen habe, möchte ich einmal aufstecken dürfen.

Die Stelle, um die es geht, steht in jener Schrift (S. 13—21) im Zusammenhang einer Erörterung der in der damaligen Deutschen Evangelischen Kirche in festsamer Weise aktuell gewordenen Bischofsfrage. Die Sache spielte in jener Schrift eine untergeordnete Rolle. Ich redete aber dort, wie es

„Wenn er behauptet, die gegenwärtige Preispolitik diene der Verwirklichung monopolistischer Ziele, so kann man diese Uebersetzung nicht mehr auf mangelnde Intelligenz, sondern nur noch auf pathologische Schwachsinne zurückführen.“ So sagte in einer Wahlversammlung einer der Führer der Christlich-Demokratischen Union, Ludwig Erhard, von dem sozialdemokratischen Kandidaten Kubel, welcher Wirtschaftsminister des Landes Niedersachsen ist. Das ist echt deutscher Bierneipent, den wir lieber nie mehr gehört hätten. Desgleichen, wenn Dr. Schumacher eine christlichdemokratische Zeitschrift, die eine hypernationalsozialistischen Reden verurteilte, als den „Landesipudnapf des Landes Rheinpfalz“ bezeichnete. Na na... der pathologische Schwachkopf ist ins Parlament gewählt, er sitzt jetzt sozusagen unter seinesgleichen, und der Landesipudnapf hat Schumachers Angriff auch überstanden — es kann weiter geschwafel werden und gepöppelt werden. Viel Vergnügen, meine Herren! Aber sage mir keiner, er habe aus den vergangenen tausend Jahren etwas gelernt.

Die Stimmbeteiligung war beachtlich groß: 78,5 Prozent. Die 402 Abgeordneten verteilen sich wie folgt: Christlich-Demokraten 139, Sozialdemokraten 131, Freie Demokraten (Liberalen) 52, Kommunisten 15, Bayernpartei 17, Deutsche Partei 17, Wirtschaftliche Wiederaufbau-Vereinigung 12, Zentrumsparlei 10, Deutsche Reichspartei (reine Nationalsozialisten) 5, Vereinzelte 4.

Bemerkenswert in einem Himmelstraurigen Sinn ist es, daß so etwas wie eine Deutsche Rechtsparlei — Nationalsozialisten bester, d. h. mindester Sorte — in der englischen Zone (wo sie einzig zugelassen war), noch eine halbe Million Stimmen hat auf sich vereinigen können. Man beruhige sich nicht im Gedanken, daß es ja „nur“ eine halbe Million sei unter dreißig Millionen, nur fünf unter vierhundertzwei. Daß es überhaupt noch solches Unkraut gibt, ist eine Schande. Ich verstehe es viel leichter, daß noch 15 Kommunisten gewählt wurden. Vom wahren Gesicht des Kommunismus haben eben gewisse Westdeutsche so wenig eine Ahnung wie etwelche Hintermünder in der Schweiz. Aber wenn jemand das wahre Gesicht des Nationalsozialismus kennen muß, dann die Deutschen selber. Und drum ist es schauderbar, daß es noch eine halbe Million Deutsche gibt, die vielleicht bloß aus vollsterer Dummheit diesen Teufelstram mit aller Offenheit zurückwünschen. Darüber hinaus existieren noch die andern, welche das Zeug insgeheim zurücknehmen. Wohl, wohl... man kann sich freuen. Edward Stauble.

sich gehört, als Gegner dieses „Bischofsgedankens“.

Unter den Argumenten, die ich dagegen vortrug, lautete eines: Seine Vertreter seien offenbar in der Nachahmung des politischen Phänomens begriffen, das damals alle deutschen — und nicht nur deutschen — Gemüter bewegte. Ich beschrieb also die Genesis jenes „Bischofsgedankens“ (S. 15) so: „Man hatte in der politischen Zeitbewegung vor sich die eindrucksvolle Gestalt eines Führers, der sich als solcher, d. h. durch die Fähigkeit, die politische Macht zu erobern und zu gebrauchen, faktisch als solcher erwiesen hat. Die Kirche muß auch einen solchen Führer haben, sagte man sich...“ Ich erwiderte dann die verschiedenen Meinungen, die man bei diesem Begehren haben könne, zeigte, daß die auf Grund jener Nachahmung gewonnene Idee nur die eines kirchlichen Autokraten sein könnte und hielt ihren Vertretern vor, sie hätten sich wohl nicht überlegt, daß die Realisierung dieser Sache auf eine Verweltlichung der Kirche ähnlich der bei der Einführung des monarchischen Episkopates in der Alten Kirche hinauslaufen müßte.

Ein anderes meiner Argumente lautete so: Wirkliche „Führung“ (wenn darunter etwas von „Regierung“ Verstandenes verstanden sein soll) ist in der Politik wie in der Kirche nie die Sache eines Prinzipals, und nie zuerst die einer Institution, sondern wo „geführt“ wird, da ist das Ereignis und Tatsache. Wenn der Mann da ist, der faktisch führt, dann ist er eben Führer.“ Hier fiel dann (S. 17) das Wort: „Auch ich denke jetzt an Adolf Hitler“, mit der mit Bedacht in Kleindruck hinzugefügten Erläuterung: „Wäre ich Nationalsozialist, so würde ich...“ — darauf hinweisen, daß man dort nicht ein Führeramt proklamirte, sondern einen faktischen Führer hatte, dem man daraufhin auch das ihm entsprechende Amt zuerkannte. Ob es denn in der Kirche einen solchen faktischen Führer gebe? Im Anschluß daran — nun nicht mehr hypothetisch, sondern theilich redend — exemplifizirte ich auf Luther und Calvin: Wirkliche „Führung“ als Ereignis und Tatsache hat es auch in der Kirche schon gegeben, könnte es auch wieder geben, aber dann nicht kraft eines Amtes und ohne besonderes Führungsamt. Ein „Führerprinzip“ aber sei hier erst recht „barer Unsinn“.

Von diesen beiden Argumenten sagte ich damals, sie seien nicht das Entscheidende, was ich gegen die Bischofsbegeisterung von 1933 einzuwenden habe. Wen es noch interessiert, der mag (S. 18 f.) nachlesen, was ich als „entscheidend“ dagegen geltend machen wollte. Es waren aber jene beiden Argumente, bei deren Erklärung ich zweimal auf Hitler zu sprechen gekommen bin. Und nun hält man mir also bis zum Ueberdruß vor, ich hätte damit Hitler eine gewisse Reverenz erwiesen und es sei klar, daß ich mich damit mindestens damals — verächtlich, es noch heute zu sein! — als eine Art von Semi-Nationalsozialist verraten habe.

Muß ich einem gewissenhaften und verständigen Leser noch eine besondere Gegense geben? Sei es

denn: Es ist doch deutlich, daß mich der fatale Mann an jenen beiden Stellen gerade nur als das Phänomen interessierte, das 1933 die fürchtliche Bischofsbewegung und den in jeder Hinsicht so wichtigen Bischofsstreit entzündet hatte. In diesem Sinn mußte er mich wohl interessieren, weil ich es nun einmal mit meinen guten Deutschen von 1933 zu tun hatte, die nun einmal, sogar wenn sie Christen und Kirchenleute waren, wie gebannt auf diesen Hitler starrten. Nicht mir, aber ihnen hatte er als „Führer“ so Eindruck gemacht, daß sie nun auch in der Kirche — ich hielt ihnen S. 21 vor: wie die Baalspaffen mit ihrem „Baal, erhöre uns!“ — nach einem „Führeramt“ riefen. Und ihnen wollte ich zeigen, daß diese Sache schon von ihrem Nationalsozialismus und also von dem Ereignis „Hitler“, geschweige denn von einer Anschauung wirklicher kirchlicher Führung her, „barer Unsinn“ sei.

So „dachte“ ich damals, an Adolf Hitler. Jetzt aber — im Blick auf die Art, wie meine Worte von damals immer wieder verwendet werden — denke ich nicht an Adolf Hitler, sondern an Joseph Goebbels, den Vater der Propagandalügen. Und es handelt sich in diesem Fall nicht um „sittliche“ Propagandalügen!

Dr. Karl Barth, früher schon und wieder Professor der reformierten Theologie an der Universität Basel, ein Gelehrter von heute dreundsichzig Jahren, Sohn des einstigen neuteamentlichen Exegeten und Kirchengeschichtlers der reformierten Fakultät Bern, Friedrich Barth, ist durch Herkunft, Erziehung, eigene Gesinnung und Verwurzelung mit dem helvetischen Reformationswerke Eidgenosse durch und durch. Als der Nationalsozialismus in Deutschland bereits bedenklichen An- und Auftrieb hatte und die deutschen Reformierten — nicht die Lutheraner — sich mehr und mehr geistig in ihrem Freiheitsprinzip bedrängt sahen, hat er, gerade um für diese den geistigen Kampf zu führen, die Berufung an die protestantische Fakultät Münster in Westfalen angenommen. Hat man den wackeren Geisteszustreit der deutschen Bekenntniskirche wider die braune Seuche vergessen, und vergessen, daß Karl Barth in diesem Streite in vorderster Linie gestanden ist? Als Professor an der deutschen Universität Münster hat, vor und nach 1933, Karl Barth manchen Artikel geschrieben — und die scheint man nicht gelesen zu haben — welche einem als Artikel zwar freuten, aber zugleich um das Schicksal ihres wahrheitsstapfenden Schreibers bangen ließen. Es war doch Dr. Karl Barth und kein anderer, der bis zuletzt den harten Kampf wider die Verstaatlichung der evangelischen Kirche führte, in welchen Zusammenhang hinein eben seine Ablehnung des protestantischen Episkopatsystems gehörte, das der reformierten Kirchenauffassung wesenstremd ist. Dr. Karl Barth und Dr. Emil Brunner sind so die gegenwärtigen Peter und Pauli der deutschsprachigen reformierten Schweiz. Doch haben beide ihr „Schwert“ und jeder scheint seinen „Schlüssel“ zu tragen. Beide sind eifrige und glänzende Lehrer des Glaubens und damit Stützen der Hoffnung des Wortes. Möchten sie gegenseitig auch noch etwas deutlichere Zeugen der Liebe werden, so würden sie sicher den gottmenschlichen Meister erfreuen, von dem beide mit uns wissen, daß die bloßen Schriftgelehrten ihm etwelchen Kummer bereiten, dessen Grund und Schwere sich wohl nicht notwendig auf das geistige und neue Israel übertragen müßte.

Aus den Ständen

Zürich

Frisch gewooigt ist halb gewonnen! Zu einem ebenso lachhaften als traurigen Schicksalstrich des zürcherischen Regierungsrates schreibt Kollega Dr. Erwin Akeret im „Zürcherboten“ das Nachstehende:

„An einer unbegreiflichen Wandlung von Milde hat der zürcherische Regierungsrat dem Berufsrevolutionär Woog nach vier Monaten Gefängnis die Freiheit geschenkt und ihm die restlichen zwei Monate der Straftzeit unter der Bedingung des „Wohlverhaltens“ erlassen. Was Kommunisten unter diesem „Wohlverhalten“ verstehen, erfuhr man gleich in der PdA-Verammlung, die am vergangenen Dienstagabend im Zürcher Volkshaus am Helvetiaplatz den „Märtyrer Woog“ feierte. Nicht im bürgerlichen Sinne wohlverhalten werde sich Genosse

Woog, sondern wie proletarischer Geist dies verstehe: Alzeit bereit zum Kampf gegen die Bourgeoisie, unentwegt bedacht auf den Sieg der kommunistischen Sache.

Der Regierungsrat hat seinen Entschluß nicht näher motiviert, sondern lediglich auf Artikel 38 des Schweizerischen Strafgesetzbuches, der die bedingte Strafenlassung auf Probezeit gestattet, verwiesen. Der auf den Fall Woog bezügliche Passus dieses Artikels lautet: „Hat der zu Zuchthaus oder Gefängnis Verurteilte drei Monate der Strafe, bei Gefängnis mindestens drei Monate verbüßt, so kann ihn die zuständige Behörde bedingt entlassen: wenn er sich in der Anstalt wohlverhalten hat; wenn anzunehmen ist, er werde sich auch in der Freiheit wohlverhalten.“ Es sind hier also zwei Bedingungen gestellt: das Wohlverhalten im Gefängnis und das Wohlverhalten nach der Entlassung. Daß sich Woog im Gefängnis korrekt verhalten hat, darüber besteht wohl kein Zweifel, dafür ist er als abgeprüfter Revolutionär zu klug und zu wohlberathend im Gefängnisleben. Die tatsächlichen Weisungen über das Verhalten vor Gericht und bei Verhaftung empfehlen den Kommunisten, sich je nach den Umständen sehr korrekt zu benehmen und kaltes Blut zu bewahren. Was nun das Wohlverhalten während der angelegten Probezeit von drei Jahren anbetrifft, so ist die vom Gesetz geforderte Wahrscheinlichkeit, daß sich Woog keines deliktischen Verhaltens mehr schuldig mache, eine sehr optimistische Annahme. Woog hat vor Schwurgericht außerordentlich wenig Einsicht in das Unrechtmäßige der Geldverhaftungen innerhalb der Koordinationenstelle gezeigt. Er hat das Urteil nie als rechtmäßig anerkannt, sondern es als eine „Klassenjustiz“ abgetan. Wohl wird er sich kaum nochmals gleiche „Betriebsunfälle“ zuschulden kommen lassen, doch kann bei einem Manne, der sich als jenseits der „bourgeoisien Gesetze“ stehend bezeichnet, schwerlich angenommen werden, daß er nicht von neuem auf irgend eine Weise die bürgerliche Rechtsordnung übertreift. Es scheint uns daher, daß die Voraussetzungen für die bedingte Strafenlassung Woogs nicht einwandfrei gegeben waren, ja, daß diese Rechtswohlthat unserer schweizerischen Gesetze gegenüber dem Hauptbeauftragten des internationalen Kommunismus in der Schweiz, dessen Verschönererarbeit darauf gerichtet ist, das Schweizer Volk dem Terror einer ausländischen Sowjetrepublik auszuliefern, eine unangebrachte, stoßende Milde darstellt. Für diese Weichheit werden unsere Behörden keinen Dank ernten; sie wird als Schwäche ausgelegt werden. Bezeichnend dafür ist ein Ausspruch des Basler Kommunistenführers Arnold an der erwähnten Huldigungsversammlung für Woog: „Das Bürgertum, innerlich ausgehöhlt, feig und dummäufersch, wird keinen Widerstand wagen, wenn der Arbeiter aufsteht; glaubt mir, Genossen, ich kenne diese Haunkenbande!“

An unserem Bürgertum liegt es, diesen Unmaßungen gegenüber zu beweisen, daß es nicht feig und dummäufersch, sondern klar und hell, auf der Platte ist. Die Unverfrorenheit, mit der Woog, kaum aus dem Gefängnis entlassen, auf den 11. September als Ständeratskandidat portiert werden soll, zeigt zur Genüge, in welches Schlamassel der Auflösung der staatsbürgerlichen Moral wir hineinschlittern.“

Das ist trüf und klar gesprochen und verdient unterstrichen zu werden. Es dürfte in der Geschichte der eidgenössischen Ständeratswahlen erstmalig sein, daß ein eben dem Gefängnis entlassener Ex-Stadtrat zum Ständeratskandidat avanciert. Gewogen und zu leicht befunden! Der Schuldsatz dieses Herrn ist anscheinend noch zu wenig schwerwiegend. Unsere demokratische Duldsamkeit und Weibherzigkeit ist grenzenlos. Man kann sie aber auch übertrieben. Ich fürchte gewiß nicht die Möglichkeit, daß Woog — wenn er wirklich als Ständeratskandidat aufgestellt werden sollte — gewählt würde. Die Zürcher haben sich zwar in letzter Zeit allerhand politische Geleien zu schulden kommen lassen, so ganz verkehrt gewickelt sind sie aber doch auch wieder nicht. Nein, nicht die Gefahr der Woog-Wahl ist zu befürchten. Hingegen sind die mittelbaren Folgen solcher Affären bedenklich: Die Achtung vor unseren demokratischen Gesplogenheiten und Einrichtungen geht langsam, aber sicher vor die Hunde, wenn sich rund um unsere Abstimmungen und Wahlstämpfe immer mehr und öfter solche Affentheater abspielen. Man hat manchmal das Gefühl, man befände sich in einem politischen Kindergarten. Aber ich will die Kinder nicht beleidigen. Die rechten Kinder nämlich. Die andern schon.

Ferientredaktion: Eduard Stauble, Melonstr. 66 St. Gallen

Bücher

aus allen Wissensgebieten, Klassiker, wissenschaftl. Fachliteratur kauft stets

Buch-antiquariat B. Meier, Bern
Falkenplatz 22 Tel. (031) 3 04 19

Größere Posten können auf Wunsch an Ort und Stelle unverbindlich und jederzeit besichtigt werden.
Bücherlisten Suchdienst

Prostata-Leiden

(Beschwerden beim Wasser-Lösen)

werden ohne Operation mit Erfolg behandelt im Kurhaus Sanatorium Brunau, Zürich, Brunaustraße 15. Auskunft Tel. 25 66 50. P 405 Z

Inserieren bringt Erfolg

Darlehen

absolut diskret

an solvente Leute. Rasche Antwort. Vertrauenswürdige Bedingungen. Vereinfachte Formalitäten.

Bank Prokredit Fribourg OFA 19 L

Müde schwache Augen

bedürfen viel mehr der Stärkung als jedes andere Organ. Pflege schon jetzt mit Dr. Nobels ausgezeichnetem Augenwasser «NOBELLA». - Erstauulich wohnuende Wirkung gegen Entzündungen. «NOBELLA» erhält die Augen klar, schön und frisch. Prels Fr. 3.50. Prompter Versand. Apotheke Engelmans, Chillonstrasse 53, Territet-Montreux.

geschätzt wegen der wohlthuenden Ruhe inmitten großem Park und Garten abseits der Straße, umgebaut und erneuert mit fließend Kalt- und Warmwasser.

PARKHOTEL FLORA
BAD RAGAZ
L. WEBER Telephone (085) 8 13 87

Frisches Teegebäck

Das Richtige zum Mitnehmen

Konfekt feine Hausmischung, schön assortiert per Kilo Fr. 5.— per 500 g Fr. 3.—

Biskuits feine, knusperige Sorten, gemischt per Kilo Fr. 5.—, per 500 g Fr. 3.—

Garantiert gute Qualität. Bei Nichtgefallen Geld zurück. Versand per Nachnahme franko. Postkarte mit deutscher Adresse genügt. Prompter Versand durch:

Otto Anwander, Biscuits, Eichenstraße 9 St. Gallen K 7550 B